

Gedanken am Bildschirm

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **24 (1972)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

15. Mai, 21.00 Uhr, ZDF

The Criminal

Joseph Losey, der weltbekannte, 1909 geborene amerikanische Filmregisseur, war von dem ursprünglichen Manuskript zu dem Film «The Criminal» («Die Spur führt ins Nichts») kaum angetan. Es stammte von Jimmy Sangster, dem Autor zahlreicher Horrorfilme der britischen Hammer-Film-Produktion (z. B. «Frankensteins Fluch» – 1957, «Dracula» – 1958). Obgleich dem Produzenten das Buch gefiel, bezeichnete Losey es als Ansammlung von melodramatischen Elementen aus alten amerikanischen Gefängnisfilmen: «vulgär, laut und billig». Der Regisseur war schliesslich doch bereit, den Stoff zu verfilmen. Allerdings liess er von Alun Owen ein völlig neues Drehbuch schreiben. Owen hatte zwar kaum Drehbuch-Erfahrung, wohl aber eine Begabung, Dialekte und Sprachrhythmen wiederzugeben und Charaktere genau zu beobachten. So gab Owen der Geschichte erst Authentizität; er reproduzierte die englische Gesellschaft mit allen Licht- und Schattenseiten. Unpathetisch kristallisierte er gemeinsam mit Losey die demoralisierenden Zustände hinter den britischen Zuchthausmauern ebenso heraus wie das Milieu der angelsächsischen Unterwelt. Ohne Wertung, ohne Parteinahme. Darin liegt der dokumentarische Wert des Films, der 1960 entstanden ist.

Losey vermied eine «Rififi»-Variante, wie sie eigentlich der Produzent gewünscht hatte. Denn dem Regisseur ging es nicht um die Detaildarstellung des Tathergangs mit aufgesetzten Spannungseffekten. Vielmehr wollte er Menschen, ihre Verhaltensweisen und ihre Umwelt zeigen. Unterstützt von dem namhaften britischen Kameramann Robert Krasker gelingt hier eine eindrucksvolle Studie. Gesichter, Menschen, Gegenstände werden abgetastet, die erschütternde Trostlosigkeit kahler Zuchthausgänge eingefangen; niemals verweilend, stets bewegt; eine Ruhelosigkeit, die auch die Getriebenheit der Gangster, kleinen Ganoven, eiskalten Killer, herrschsüchtigen Beamten, sadistischen Aufseher, eifersüchtigen Freundinnen, ja, der gesamten Gesellschaft symbolisiert.

15. Mai, 22.50 Uhr, ARD

Die Stafette

«Staféta» von Andras Kovacs

Eine Pädagogikstudentin besucht zusammen mit Kommilitonen einige Schulen und interviewt Lehrer, Schüler und Schulleiter, um in der Schriftenreihe ihrer Universität «Beiträge zur notwendigen Revolution der Pädagogik» zu veröffentlichen. Aber das zusammengetragene Material würde die für das Schulwesen Verantwortlichen blossstellen. Der zuständige Pädagogikprofessor lehnt die

Publikation ab. Sein Assistent, der eben noch davon gesprochen hat, die Älteren müssten die Stafette an die Jugend weitergeben (Titel!), macht dem Mädchen klar, dass aufbauende Kritik ganz anders verpackt werden müsse. Der eigene Verlobte, der die Einführung der Technik für das Nonplusultra künftiger Pädagogik hält, tut die Arbeit als «Utopischen Kinderkram» ab und hat keine Bedenken, sich als Mitarbeiter eben jenes Professors anwerben zu lassen. Die Studentin zieht daraus die Konsequenzen: Sie verlässt Freund und Universität, bangen Herzens entschlossen, sich und das Kind, das sie erwartet, ohne fremde Hilfe durchzubringen.

Der Film stammt aus Ungarn. Drehbuchautor und Regisseur Andras Kovacs, Jahrgang 1925, hat sich nach seinen Filmen «Kalte Tage» und «Wände» erstmals den Schwierigkeiten der kritischen jungen Generation zugewandt. Reportageartig zeichnet er die Beobachtungen, Gespräche und Überlegungen eines jungen Menschen nach, der angesichts der vorgefundenen Verhältnisse keinen anderen Ausweg erkennt und erkennen will, als

sie sinnvoll zu verändern und der sich damit bereits unter seinen Altersgenossen zum Aussenseiter und Quertreiber macht. Da Kovacs aus der gesellschaftspolitischen Situation auch den privaten Konflikt sehr einfühlsam herausarbeitet, gelingt es ihm darüber hinaus, den schmerzhaften Prozess weiblicher Emanzipation allgemeingültig darzustellen.

«Die Stafette» ist ein internationales Zeitdokument ersten Ranges, obwohl sich der Film von Anfang bis Ende freimütig und nicht ohne Bitterkeit mit dem Sozialismus seines Landes auseinandersetzt. Die jungen Partygäste, die einen Dokumentarfilm über die Pariser Studentenunruhen von 1968 verständnislos bestaunen, finden Geistesverwandte in aller Welt, und eben diese Filmdemonstration, die einen Ungarn unweigerlich an 1956 erinnern muss, fragt nach den Folgen aller Revolutionen. Die Entscheidung der ARD, die deutsche Erstausführung ins Spätprogramm zu schieben, der scharf geschliffenen Dialoge wegen, wie es hiess – auch sie ist eine Antwort auf diesen Film... Dorothea Hollstein

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Hoffnungslos rückständig

Gore Vidals «Besuch auf einem andern Planeten» im Deutschschweizer Fernsehen

Am 17. April, noch während das Raumschiff Apollo 16 dem Mond zusteuerte, strahlte das Deutschschweizer Fernsehen Gore Vidals TV-Komödie «Besuch auf einem kleinen Planeten» aus. Die Ansagerin verwies – mit einem leicht ironischen Lächeln – auf die Aktualität des Beitrags und wünschte viel Vergnügen. Vergnügen, das beim Betrachten des heiteren, aber doppelbödigen Spiels in der Tat nicht ausblieb, sofern die Bereitschaft vorhanden war, das Fortschrittsdenken der Menschen unseres Jahrhunderts nicht als absolute und demnach unantastbare Grösse zu betrachten.

Ausgerechnet in des populären Fernsehkommentators Robert Speldings Rosenbeet landet eines jener «Unbekannten Fliegenden Objekte» (UFO), von denen der Fernsehgewaltige noch kurz zuvor, mit Überzeugung und letzten wissenschaftlichen Resultaten gestärkt, behauptet hat, es gebe sie nicht. Der Kugel entsteigt ein Mensch, der sich als Herr

Kreton und Wesen eines andern Planeten ausserhalb unseres Sonnensystems vorstellt und möglichst umgehend zum Schlachtfeld von Gettysburg geführt werden will, um den amerikanischen Bürgerkrieg zu beobachten. Er hat sich, so stellt sich alsbald heraus, um ein gutes Jahrhundert verfahren, was ihn allerdings kaum daran hindern wird, «die höchste Kunstform auf Erden», den Krieg, zu studieren. In die Uniform eines Nordstaatenoffiziers gekleidet, unternimmt er auch gleich kleine Experimente, kündigt die Übernahme der Weltherrschaft an und ist vom eilends herbeigeeilten Zweisterngeneral einer Wäsche-Division nur mit Mühe vom Unterschied zwischen einer privaten Rauferei um ein Mädchen und einem Weltkrieg zu überzeugen. Der Hang zur Lösung von Problemen mittels Gewalt ist für Kreton eine der bemerkenswert exotischen Eigenschaften der Erdenbewohner, die er – sein privates Hobby – studiert hat und nun erstmals besucht.

Das Studium an Ort und Stelle erweist sich für Kreton als äusserst aufschlussreich. Menschen müssen essen, müssen sich vermehren, weil sie sterben (Kreton zeigt an Sex und Zeugungsakt ungefähr jenes Interesse, das wir für das Liebesleben der Tausendfüssler übrig haben), und

weil sie nicht in der Lage sind, Gedanken zu übertragen und zu lesen, haben sie das Telefon erfunden: ein herrliches Spielzeug, das Kreton mitnimmt, als er den seltsamen Planeten verlässt, um heimwärts zu fliegen. Freiwillig tut er das allerdings nicht. Er wird von einem seiner Artgenossen abgeholt, der sich höflich entschuldigt: Kreton sei moralisch ein bisschen zurückgeblieben und deshalb leider durchgebrannt...

Interessant ist nun in der Fernsehkomödie von Gore Vidal (Peter Fricke) beileibe nicht das fremde Wesen Kreton, seine Möglichkeiten, seine geistige Überlegenheit und seine Unsterblichkeit. Aufschlussreich ist allein das Verhalten der Erdenbürger gegenüber dem Vertreter einer höheren Intelligenz. Das völlige Unvermögen, den Stand der erreichten Zivilisierung als begangenes Teilstück auf einem langen Weg in die Zukunft anzusehen, und die Absolutheit, mit welcher der Mensch die Gültigkeit seiner gesellschaftlichen Normen betrachtet, sind die Themen dieses Spiels, dem es hinter der Fassade der Heiterkeit an Ernst und beziehungsreichen Anspielungen nicht fehlt. Allein schon die Auswahl der menschlichen Vertreter, die mit Kreton konfrontiert werden, lassen die Absicht zur Kritik erkennen, wenn auch gerade hier dem Autor der Vorwurf allzu leichtfertiger Verallgemeinerung nicht erspart werden kann. Der Fernsehkommentator Robert Spelding (Klaus Schwarzkopf) sieht sich nach der Begegnung mit Kreton bereits als Nobelpreisträger. Er, der an der Television mit gütiger Unterstützung der Milchfirma «Kuhglocke» Weltpolitik macht – eine Sache, deren Wahrheitsgehalt über der parodistischen Form nicht vergessen werden dürfte –, erweist sich zu Hause als unfähig, den Lauf der Dinge zu verändern. Das kann auch seine Frau (Ursula Dirichs) – ein typisches Produkt des «american way of life» – nur schlecht, wird aber dafür ihrer Rolle als Hausmütterchen (mit einem besorgten Blick auf das durch die UFO-Landung zweckentfremdete Rosenbeet), Gastgeberin und Moralhüterin sehr gerecht. Gesellschaft ist ihr alles, und in ihrer fortwährend darauf ausgerichteten Tätigkeit erstickt sie die Bedeutung des ausserirdischen Besuchs. Ergebnisse solcher Eltern sind die Tochter des Hauses – ein aus Stupsnase und Beinen bestehendes Girl (Hildegard Kreckel) – und ihr Freund Conrad (Michael Hinz), der als überzeugter, sich für seine Ideale offensichtlich jederzeit prügelnde Pazifist die gefestigte Moral des Hauses gefährdet. Dass gerade diese beiden Jungen es sind, die dem neugierigen Hobby-Erdenforscher aus dem All entrüftet eine Demonstration über die Art und Weise menschlicher Vermehrungstätigkeit ausschlagen, zeigt indessen, dass sie – allen äusserlichen Protesten zum Trotz – bereits festetablierte Teilhaber jener Gesellschaftsnormen sind, die sie so vehement bekämpfen. Im gutbürgerlichen Hause der Speldings tummeln sich alsdann eine Handvoll gesichtslose Soldaten zur Bewachung des aussergewöhnlichen Besuchs, ein Leutnant voller Gehorsam und schmutziger Gedanken so-

wie General Tom Powers (Peter Pasetti). Er gibt wohl die schillerndste Figur menschlicher Unzulänglichkeit ab. Als eine Mischung von Gewalttätigkeit, Sanftmut, gespielter Überlegenheit, Verantwortungsgedühl und verdrängter Angst, versucht er nun, von krankhaftem Ehrgeiz und nationalem Stolz getrieben, eine Sache zu seinen Gunsten zu entscheiden, die von Anfang an verloren ist. Aber seine Naivität trübt ihm den Blick. Er handelt noch aus einer Position der Stärke heraus, als sich die vermeintliche Intelligenz und Kraft der zivilisierten Erdenbürger im Vergleich zu Kretons Lebensart längst als hoffnungslos rückständig erwiesen hat. «Besuch auf einem kleinen Planeten» ist eine utopische Komödie, aber wie alle Science-fiction gesellschaftsbezogen und als Spiegel der Gegenwart relevant. Gore Vidal entpuppt sich als spöttischer Moralist und Kritiker eines Gesellschafts-systems, dessen Brüchigkeit er vor Augen führt, voller Heiterkeit zwar, aber deshalb nicht minder pointiert. Man hätte der deutschen Inszenierung für den Bildschirm einen etwas feinfühligere Regisseur gönnen mögen: Wolfgang Lieben-einer arbeitet zu sehr nur mit dem Blick für das Komische, ja das Schwankhafte. Die feinen Zwischentöne, die stille, aber oft beissende Ironie gehen dabei verloren. Die von blamabler Selbstüberschätzung bestimmte Haltung der agierenden «irdischen» Personen wird zwar sichtbar, doch vermag die Regie den Zuschauer über das Lachen hinaus nicht zur Selbstkritik zu führen. Urs Jaeggi

Eisenerz für Europa», «Taranto: Bauern werden Industriearbeiter» und «Metall-industrie: Zum Nutzen aller?» zeigt sie das Deutschschweizer Fernsehen in der deutschen Bearbeitung von Olga Gloor, jeweils am Freitagabend: Am 5. Mai, um 22.00 Uhr, am 12. Mai, um 22.00 Uhr, und am 19. Mai, um 22.15 Uhr. Neben der Darstellung der technischen Vorgänge tritt dabei immer wieder der soziale Aspekt in den Vordergrund. «Wenn die Metall-industrie als Voraussetzung für jeden technischen Fortschritt und für den materiellen Wohlstand aller gilt, warum hat dann heute nur ein knappes Drittel der Menschheit daran teil, während sie bei mehr als zwei Dritteln fast gänzlich fehlt?» Die bis jetzt bekannten Eisenreserven würden für alle genügen. Aber jeder Arbeitsprozess auf diesem Gebiete erfordert gewaltige Anlagen und folglich auch riesige Investitionen. Den ehemaligen Kolonien fehlen dafür sowohl die wirtschaftlichen als auch die menschlichen Einsatzmöglichkeiten. Darum gilt es jetzt, «eine weltweite Entwicklungspolitik zu erarbeiten, in der die Interessen der armen Länder respektiert werden. Erst wenn diese Aufgabe verwirklicht ist, kann man von einer wahren ‚Zivilisation des Eisens‘ sprechen».

8. Mai, 20.20 Uhr, DSF

Die Krise der Schweizer Stadt

Unsere Städte ersticken im Verkehr. Deshalb werden überall Strassen verbreitert, Expressstrassen angelegt, Kreuzungen entflochten. Im Bestreben, den Privatverkehr flüssig zu führen, schafft man neuen Verkehr: Wohnhäuser werden zerstört, Strassen und Quartiere dem Lärm ausgesetzt, die Stadtbewohner werden in entfernte Vororte verdrängt, von wo sie mit dem Wagen zu den städtischen Arbeitsplätzen fahren. Unsere Städte werden den Wettlauf mit dem Privatverkehr nicht gewinnen. Tram und Trolleybus, die allein in der Lage wären, den täglichen Spitzenverkehr zu bewältigen, sind längst im Privatverkehr steckengeblieben. Wer wirklich zur Zeit am Ziel sein will, besteigt daher seinen eigenen Wagen. Aber nicht nur der Verkehr macht die Grosstadt unwohnlich: sie bietet dem Bewohner und Fussgänger nicht mehr die gewohnten Annehmlichkeiten und Anziehungspunkte. An die Stelle von Läden treten Bürohäuser, wo einst gepflegte Vorgärten das Auge erfreuten, stehen heute parkierte Autos, und wo noch die alte Bebauung stehenblieb, da lässt der Besitzer, in Erwartung eines baldigen Verkaufs, die Fassaden verkommen. Ist dieses dunkle Bild unserer Grosstädte verzeichnet, übertrieben, tendenziös? Der Filmbericht «Die Krise der Schweizer Stadt», den Luzius Burckhardt und Wilfried Bolliger gedreht haben, möchte die Diskussion über diese Frage eröffnen.

TV-TIP

5. Mai, 22.00 Uhr, DSF

20. Jahrhundert: Zeitalter des Stahls

Eine dreiteilige Dokumentation des Fernsehens der italienischen Schweiz

In der Wüste Mauretaniens wird ein Berg aus Eisenerz abgetragen. Die Hochöfen von Taranto machen daraus Gusseisen, das anschliessend zu Stahl geläutert wird. Und in den verschiedensten Industriebetrieben erfolgt die weitere Verarbeitung zu Maschinen und Konsumgütern. Das sind, in Kürze gesagt, die Hauptphasen der «Geschichte vom Eisen», die der vom Fernsehen der italienischen Schweiz produzierte Farbfilm «20. Jahrhundert: Zeitalter des Stahls» in drei Folgen erzählt. Mit den Untertiteln «Aus Mauretani-